

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

203 (7.9.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumspartei.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2,70. In der Geschäftsstelle oder den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt und dort abgeholt, M. 3,25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, M. 3,67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.

Beilagen:
Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt „**Sterne und Blumen**“.
Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt „**Blätter für den Familiensitz**“.

Anzeigen: Die sechsspaltige Beilage oder deren Raum 26 Pfg., Restamen 60 Pfg. Lokalanzeigen billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle alle Anzeigen-Vermittelungsstellen an.
Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden).
Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.

Notationsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Heinrich Vogel, Direktor.

Verantwortlicher Redakteur für deutsche und badische Politik, sowie Redaktion: Franz Wähler; für den allgemeinen Teil: Franz Wähler; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; sämtlich in Karlsruhe.

Verantwortlich: Für Anzeigen und Restamen: Hermann Wähler in Karlsruhe.

R. Reichstagsabgeordneter Spahn über die politische Lage und die Finanzreform.

In dem Gießbüchlein Rheinbach sprach am Sonntag (5. Sept.) der Reichstagsabgeordnete für den Wahlkreis Bonn-Rheinbach, Herr Oberlandesgerichtspräsident Dr. Spahn, viel in einer äußerst schmerzlichen Besprechung vor seinen Wählern über die politische Lage und die Finanzreform.

Ausgehend von der Tatsache, daß das Reich niemals den Frieden gestiftet und daß der Kaiser es als seinen Wunsch bezeichnet habe, in Frieden zu regieren und ungeachtet der zahlreichen Fürtzenbesuche und der Friedensversicherungen bei ihnen, durchziehe Mißtrauen die Kabinette und Völker in Europa und als Grund dieses Gefühls der Unsicherheit der europäischen Lage werde das Mißtrauen in die friedlichen Absichten des deutschen Reiches bezeichnet. Auch englische Staatsmänner nähmen aus unserem Plottengebet Anlaß, die friedlichen Absichten des deutschen Reiches zu bezweifeln. Selbst des Grafen Zepelin heftiger Flug durch die Lüfte unter dem Jubelruf des deutschen Volkes müsse sich gefallen lassen, als eine Gefährdung Englands behandelt zu werden. Dabei nehme England für sich in Anspruch, die das Meer beherrschende Seemacht zu bleiben, die durch die Kraft ihrer in Verbindung der zwei nächst stärksten Seemächte überlegenen Flotte ihr Recht verteidigen könne. Bei der Inselgarnison Englands habe gewiß die Flotte für seine Frieden und Weltmachtstellung eine höhere Bedeutung, wie für jeden Kontinentalstaat die seine; aber auch die Kontinentalstaaten müßten es als ihr Recht beanspruchen, in freier Selbständigkeit dazustehen.

Abg. Spahn betraug sodann den Dreidund, in dem in der Balkanfrage Österreich in den Vordergrund getreten sei, die Triple-Entente, unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu England, Frankreich und den Skandinavien um das mitteländische Meer, sowie zu den angereichernden Staaten, insbesondere zu den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Union sei für Europa in industrieller Beziehung ein erster Rivale auf der ganzen Welt geworden, insbesondere im fernem Osten. Ihre Tarifpolitik sei ein wichtiger Grund unserer wirtschaftlichen Mißstimmung. Sie habe unser Handelskommen mit ihr vor Februar 1910 gekündigt; unsere Diplomatie habe infolgedessen vor der erfahrungsgemäß schweren Aufgabe der Vereinbarung eines Vertrages, der uns die Minimalzölle des amerikanischen neuen Doppeltariffs sichere, durch dessen Tarifzölle unsere Ausfuhr, besonders in Baumwolle, weichen, betroffen würde. Der nächste Reichstag werde sich mit der Neugefaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen, mit dem abgeschlossenen deutsch-baltischen Handelsverträge und mit der Regel-

ung der deutsch-britischen Handelsbeziehungen zu befassen haben, damit die Waren aus britischen Gebieten wie jetzt, so auch fernerhin als Waren einer meistbegünstigten Nation behandelt werden.

Alle handelsbetreibenden Staaten litten unter der wirtschaftlichen Krise, die auf unsere Erwerbsverhältnisse seit einigen Jahren anhaltend drückten. Infolge unserer Zollpolitik würden wir sie aber leichter ertragen, wie unsere Konkurrenzländer. Wie auch wir von ihr betroffen würden, zeige der Rückgang der Einnahmen im Reich aus der zollpflichtigen Einfuhr von 741 Millionen in 1907 auf 684 Millionen Mark, wovon 449,3 Millionen auf Nahrungsmittel und Genussmittel, sowie Vieh, 108,5 Millionen auf Rohstoffe für Industriezweige, 126,3 Millionen auf eingeführte Fabrikate entfielen. Dabei sei zur Vermeidung eines falschen Bildes unseres Wirtschaftszustandes zu beachten, daß von der Gesamtsumme der Rohstoffe und Halbfabrikate 79 Proz. von Ganzfabrikaten 43 Proz. von Nahrungsmitteln und Genussmitteln und Vieh 12 Proz. zollfrei sind. Diese Zahl verdiene Beachtung auch bei der Frage der Steuerbelastung im deutschen Reich. Unsere Ausfuhr sei infolge der Handelsverträge nach den Vertragsstaaten hin bei einer Verminderung der Gesamtsumme um 6,5 Proz. nur 1,10 Proz. im Jahre 1907 zurückgegangen.

Unsere innerpolitische Lage sei von der Finanzreform beherrscht. Der Verlauf ihrer Beratung sei dramatisch gewesen, die Verwindung des Knotens habe sich langsam vollzogen. Die Lösung im Schlußakte habe sich durch Kürze ausgezeichnet. Für die Mitarbeit bei diesem Drama schulden wir besonders dem Abgeordneten Müller-Zulda Anerkennung und Dank. Redner schilderte die Ursachen zur Reichsfinanzreform. Die Schulden an sich seien für das Reich kein Unglück, da für sie die Einzelstaaten haften und sich so als Mittel des Zusammenhalts der Bundesstaaten erweisen. Die Schuldentilgung dürfe aber nicht dahin ausarten, daß die lebende Generation auf Kosten der kommenden wirtschaftlich. Wir seien überdies in der Lage, unter Steuerbedürfnis zu betriebligen, weil Volkseinkommen und Volkseinkommen wachsen. Die Entlastung dieses Nachstums könne aber durch die Schuldzunahme beeinträchtigt werden, wenn diese so hoch werde, daß durch sie unser Reichs-, Staats- und Privatcredit, sowie unser öffentliches Ansehen im Ausland und damit auch unser privates Ansehen sinke. Das Zentrum sei unter Zurückstellung aller parteipolitischen Gesichtspunkte mit rein sachlichen Erwägungen in die Beratung der Steuerreform eingetreten. Nachdem der Redner die einzelnen Steuern angeführt, bemerkte er fortgesetzt: Die Erhöhung der Einkommensteuer werde zeigen, ob die direkten Steuern und die Stempel den errechneten Betrag er-

geben. In der Zukunft schloß er auch die Antwort auf die Frage, ob nicht schon innerhalb der 5 Jahre die ganze Bedarfsrechnung über den Haufen geworfen wird. Wäher habe sich die Aufstellung von Finanzplänen auf eine Reihe von Jahren als undurchführbar erwiesen. Für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wäre es nunmehr an der Zeit, ohne zu scheitern die Wirkung der Finanzreform abzuwarten, zumal da etwaige Mißgriffe, wo sie hervortreten sollten, jederzeit abgeändert werden könnten.

Die Behauptung, „Mitter und Heilige“ hätten das Steuerzahler anderen aufgebürdet, sei vollständig unwar. Die Freunde der Erbschaftsteuer hätten zur Abwehr der eigenen Verletzung den Sanjabund und den Bauerbund gegründet. Bei der Flucht vor dem Talontempel hätten sich Mitglieder auch dieses Bundes beteiligt. Die Finanzreform habe unter möglicher Schonung der schwachen Schulden den Reiche die zu seiner Existenz notwendigen Mittel gebracht. Daß sie handelsverfänglich sei, sei unwar, wie auch unwar die Behauptung sei, die Entschlebung des Zentrums bestehe auf agrarischen Egoismus und auf dem Bestreben, die Finanzreform zu innerpolitischen Werkzeugen auszunutzen. Wäre die Finanzreform durch uns abgelehnt worden, so hätten wir im kommenden Winter vor derselben Aufgabe gestanden mit einer weiteren Schuldenlast von täglich 1 1/2 Millionen. Die Aufgabe hätte auch dann unter Zuhilfenahme indirekter Steuern gelöst werden müssen; eine Verständigung unter den Parteien und mit dem Bundesrat würde auch dann Voraussetzung der Lösung der Aufgabe gewesen sein. Neuwahlen hätten uns, gleichgültig wie sie ausfielen, von der Verantwortung für die Finanzreform nicht befreit.

Beim Beginn der Reichstagsession habe das Zentrum sich in einer veränderten Parteistellung befunden. Bundesrat und Reichstagsmehrheit hätten es auf seine Waffentung, auf die Vernichtung seiner ausfallgebenden Bedeutung in der inneren Politik des Reiches abgesehen. Der Redner sprach bei der verflochtenen Reichstagsession haben die liberalen Parteien ihre Programme verleugnet. Als einen Erfolg unserer Haltung bei der Finanzreform hätten wir den Bruch mit dem liberalen Terrorismus auf dem Gebiete der gesamten Reichsgesetzgebung, wie er sich insbesondere beim Reichsvereinsgesetz gezeigt hat.

Die Gefahr ist vorläufig beseitigt, daß die Führung der Staatsgeschäfte noch mehr wie gegenwärtig in die Hände des Liberalismus gelegt wird. Den Eifer unserer Partei können die Bestrebungen der Linken auf eine Vereinigung, wenn nicht von Wassermann bis Webel, so doch von Wassermann bis Raumann, neu beleben, für die Befestigung und Stärkung der christlichen Autorität, den Schutz der Reli-

gion und der Selbständigkeit der Kirche einzutreten. Wassermann und der Landtagsabgeordnete Dr. von Ritzel seien auch in der Reichsfinanzreform nur eine Episode in dem großen innerpolitischen Ringen um die Macht; sie bezeichnen ehrlich den Sanjabund als den geborenen Bundesgenossen des Liberalismus. Der Evangelische Bund rüfte auch nach der Auffassung vieler Evangelischen zum Kulturkampf. Unsere Wähler wissen damit, was sie zu tun haben. Die Blockade ist nicht tot. Die Städtische Ausherrung, daß der letzte Moment ergriffen worden sei für ein christliches Volksschulgesetz, ist eine ernste Mahnung. Der härmliche Aufbruch nach Ordnung, nach Ruhe und Frieden in unserer Mitte, nach Reform der sozialen Schäden, nach Abtötung der öffentlichen Autorität, ist wie ein Aufschrei der anima christiana, er wird im Vertrauen verhallen, wenn nicht die Macht zu ihrem Recht kommt, die von Gott für die Sittenordnung gegründet worden ist. Deshalb unsere Besorgnis vor dem Kulturkampf, deshalb das Ringen um die Anerkennung der Bedeutung der Religion, wie für das private, so auch für das öffentliche Leben als Kernpunkt unserer Bestrebungen. Die Betätigung religiöser Lebens auf dem eucharistischen Kongreß in Köln, die Anteilnahme am Katholikentage in Breslau, sind ein deutliches Zeichen dafür, daß wir in dieser Frage alle unsere katholischen Wähler hinter uns haben. Wenn aber aus unserem Kampfe für die Selbständigkeit und Freiheit der Kirche die Konfessionalität der Zentrumspartei hergeleitet wird, so liegt hier ein Trugschluß vor. Vom Boden unserer Weltanschauung aus haben Partei und Fraktion politisch zu handeln. Die politische Tätigkeit beschränkt sich aber nicht auf die Abwehr von Eingriffen in unser Glaubensleben, sondern sie umfaßt positiv alle nationalen Aufgaben verfassungsrechtlicher, sozialer, wirtschaftlicher, kulturpolitischer Art.

Auf die Bestrebungen verschiedener Zentrumsmitglieder zu sprechen kommend, die nach einer Definition der Partei mit einem konfessionellen Einschlag suchen, bemerkte Abg. Spahn, daß sich das heutige Zentrum von dem Programm Windthorst nicht entfernt habe, weder in politischen, noch in wirtschaftlichen, noch in religiösen Dingen. Unser Programm ist unerbänderlich. Veränderlich ist unsere Taktik, sie muß den Umständen angepaßt werden. Die Behauptung einer konservativ-kerikalen Allianz ist eine Vogelstreichung, bestimmt, die konfessionellen und die Zentrumsmitglieder zu verwirren. Unsere Wähler verwirrt sie nicht.

Zum Schluß beschäftigte sich Abg. Spahn mit dem Weggang Hilows, was einen Wechsel der Politik im Reich und in Preußen zu bedeuten habe. Wir kommen dem neuen Reichskanzler ohne Mißtrauen entgegen und die Pflicht zwingt uns zu nimmer rastender Mitarbeit mit den neuen

Der Landstreicher.

Original-Roman von Richard Walter.

(Fortsetzung.)

In seiner Herzensfreude umarmte Mersdorf den Fremden.

„Wie wird wieder frei!“ jubelte er, „wird mir wieder erreichbar! Grevenstein, wie soll ich Ihnen dafür danken?“

Der Wäler dachte an sein eigenes Geschick und gerührte schnell eine Träne der Barmherzigkeit. „Ihre Liebe wohl nie die Wunderblume der Liebe mehr, nachdem er jene Eine verloren, die so schnell sein Herz gefangen genommen hatte. Dennoch gönnte er dem Freunde neidlos das Glück, und er freute sich, ein klein wenig dazu beitragen zu können. Und noch eine andere edle Neigung stieg in ihm auf.

„Wenn Sie durchaus meinen, daß Sie mir etwas schulden“, entgegnete er auf die Frage Mersdorfs, „so lassen Sie von Ihrem Reichtum jenen zwei Mädchen etwas zu gute kommen, die durch Geldern um ihre Liebe betrogen wurden, damit sie in ihrem Unglück wenigstens das eine gute haben, jorglos in die Zukunft blicken zu können. Ihre Schwester Mann hat übrigens auch eine alte fränke Mutter zu ererben.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir den Vorstoß gemacht haben!“ pflichtete Mersdorf einfach bei, „ich werde Ihnen durch den Bezirksfabrikanten eine Summe überweisen lassen. Wenn ich sie Ihnen persönlich brächte, könnten sie sich vielleicht verlegt und gedemütigt fühlen. Und noch eins bedanke ich den heuligen Ereignissen: ich habe Ihre treuen und edlen Herz kennen gelernt und werde Ihnen das nie vergessen.“

„Machen Sie doch kein solches Aufhebens von dem Gange!“ Ich habe einfach getan, was ich als Freund und Mann tun mußte. Doch noch haben wir unser Ziel nicht ganz erreicht. Wir müssen uns noch einmal auf die Landstraße begeben, um unsern Herrn zu geeigneter Zeit einen Besuch abzustatten. Als bessere Art von Landstreicher wollen wir uns aufmachen, um das Terrain auszukundschaften und

dann hervorzutreten, daß dem sauberen Herrn, der in seinem Geldbeutel mit Menschenschicksalen spielen zu dürfen meint, das Handgeld für immer gelegt wird. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?“

„Selbstverständlich! Meine Elbe zu erringen, würde ich durch Feuer und Flammen geben und mich in alles fügen.“

Grevenstein lächelte wehmütig; das war die Sprache echter Liebe.

„Dann würde aber nötig werden, daß Sie sich in irgend eine Verkleidung werfen, damit man Sie auf der Straße Ihres vorigen Schaffens nicht erkennt. Bei mir ist ja keine Gefahr vorhanden. Ich kann Ihnen eines meiner Wälerkleider borgen, darin wird Sie wohl Niemand vermuten.“

Den nächsten Tag fuhren die beiden jungen Männer nach Neuenhof hinaus und logierten sich im Dorfcafé ein. Das Erscheinen der beiden seltsamen Gäste erregte natürlich unter der Bevölkerung Aufsehen, wie ja der Landbesitzer über jeden ihm zu Gesicht kommenden Städter seine Gassen macht. Die Kunst des Wirtes hatten sie sich bald dadurch gewonnen, daß sie um teures Geld seinen lauren Wein, den er sonst nicht mehr an den Mann gebracht hätte, tranken. Nach dem Abendessen leistete er auch ihrer Einladung Folge und setzte sich zu ihnen in die Laube.

„Gedenken die Herren länger hier zu bleiben?“ fragte er lachend; er berechnete offenbar schon im Voraus den Nutzen, welchen er von ihnen haben werde.

„Es kommt ganz auf die Verhältnisse an“, erwiderte Grevenstein ausweichend, „wir müssen erst sehen, ob die Landschaft hier auch lohnende Punkte bietet, die wert sind, daß man sie aufnimmt.“

„Da können die Herren ganz ruhig sein, die Gegend hier ist wunderschön und Sie werden es gewiß nicht bereuen, hier herausgekommen zu sein. Sie haben ein so bekanntes Gesicht, ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben.“ fügte er, an Mersdorf gewandt, hinzu.

Der Angeredete stutzte, er glaubte sich so gut maskiert zu haben, daß er auch denen, welche früher

näher mit ihm in Verbindung gekommen waren, unkenntlich zu sein hoffte und fiel nun schon einem Mann auf, mit dem er früher nur hin und wieder gesprochen hatte. Er ließ sich von seiner Erregung aber nichts merken, sondern sagte nur unbefangen:

„Sie werden mich wahrscheinlich mit irgend einem Bekannten verwechseln; solche Ähnlichkeiten kommen ja häufig vor. Unmöglich wäre es zwar gerade nicht, daß Sie mich einmal in der Hauptstadt gesehen haben, obwohl ich mich nicht erinnern kann, Sie schon irgendwo getroffen zu haben.“

„Ich habe doch sonst ein ganz gutes Gedächtnis“, meinte der Wirt sinnend, „und verstehe nicht, daß ich mich da täuschen sollte. Doch es muß wohl so sein.“

„Definden sich hier in der Nähe auch größere Rittergüter?“ fragte Grevenstein, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Der Wirt ging sofort darauf ein.

„Zwei von Bedeutung haben wir hier.“ Ganz in der Nähe hat vor einem Jahr ein Herr von Geldern ein Gut eingekauft und richtet es ganz modern ein; ein älterer Herr ist der des Grafen von Gernern, mehrere Stunden von hier. Wie es heißt, soll sich die Tochter des Herrn Grafen mit dem jungen Herrn Baron verlobt haben. Was die Komtesse an ihm Schönes gefunden hat, weiß ich nicht zu sagen, er ist auch wegen seines Stolzes gar nicht beliebt hier. Besonders unsere jungen Mädchen sind fuchtelwild auf ihn und haben ihn schon öfters behaun wollen, da er hinter allem her ist, was eine Schürze trägt.“

Die beiden Freunde blickten sich verständnisvoll an. „Wie ist es aber dann zu erklären, daß die Komtesse ihn nimmt?“ warf Mersdorf ein. „Sie muß davon doch jedenfalls auch schon gehört haben.“

„Es wird darüber viel gesprochen, ohne daß man weiß, ob etwas Wahres daran ist. Daß der alte Graf in den letzten Jahren in Geldverlegenheiten geraten war, ist ja bekannt. Es heißt nun, er hätte sich nicht mehr anders helfen können, als daß er sich um einen reichen Schwiegerohn umgesehen habe, der ihm das

Geld zur Weiterbetriebsführung seines Gutes vorstreckte. Aber ich glaube nicht daran. Der Graf, welcher gegen alle Leute so gut und freundlich ist, wird wohl seine Tochter nicht verkaufen. Er hätte das auch gar nicht nötig, denn wir stehen fast alle in seiner Schuld. Dem einen hat er so, dem anderen anders gegeben. Mir z. B. hat er ganz umsonst das Holz gegeben zum Bauen, als mir vor zehn Jahren mein Haus abbrannte. In den letzten Jahren freilich ist er ganz menschlicher geworden und hat sich unter uns fast gar nicht mehr sehen lassen.“

„Dazu muß er doch seine Gründe gehabt haben.“

„Allerdings! Er hat den Leuten zu viel getraut, früher Gelder hergeliehen, die er nicht mehr zurückbekam, bis er schließlich selbst nichts mehr hatte. Allaugut ist eben halb lichterlich.“

Mersdorf wollte erfahren, was man über ihn in der Gegend sprach und so fragte er scheinbar unabsichtlich: „Hat denn der Graf keine Beamten, auf die er sich verlassen kann?“

„Das ist's ja eben! Die früheren haben ihn ausgebeutet, bis sie selbst reich hinweggegangen konnten. Da stellte er vor einem halben Jahre einen jungen Mann ein, der seiner Tochter das Leben rettete, indem er ein schwebendes Pferd ansah. Der hat's verstanden, mit den Leuten umzugehen und hätte die Wirtschaft auch wieder hoch gebracht, aber eines Tages ist er verschunden. Einer der Knechte erzählte, er hätte der Komtesse zu sehr den Hof gemacht und sei deshalb entlassen worden. Ich würde meine Tochter aber lieber einem lichterlichen, wenn auch vermögenslosen Manne geben, als so einem Menschen, wie der junge Baron.“

„Ist es schon bestimmt, wann die Hochzeit sein soll?“

„In vier Wochen, so viel ich gehört habe. Sie haben es sehr eilig, weil da auch die Baroness mit einem Herrn aus der Stadt getraut werden soll.“

„Wissen Sie vielleicht, wie der Herr heißt? Wir haben in der Stadt viele Bekannte und kennen ihn vielleicht.“

„Es soll auch ein reicher Mann sein, ein Bankier, Schmidt heißt er, glaube ich.“ (Fortf. folgt.)

